



Ivo Stourton
Die Nachtgänger

Roman

Aus dem Englischen von
Karin Dufner

Droemer

Die englische Originalausgabe dieses Buchs erscheint 2007
unter dem Titel *The Night Climbers* bei Doubleday, London.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de**



Deutsche Erstausgabe August 2007

Copyright © 2007 by Ivo Stourton

Copyright © 2007 der deutschsprachigen Ausgabe bei
Droemer Verlag.

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Judith Schwaab

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: FinePic, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-19754-7

2 4 5 3 1

*Für Miff Stourton, Clare Wagg und Jessica Lennard,
ohne die ich ein anderer wäre*

1

Die Vorhalle war mit Sicherheitsbarrieren ausgestattet, Drehtüren aus dickem Glas, die nur zu öffnen waren, wenn man die passende Karte in einen Schlitz steckte. Eigentlich oblag die Abweisung von ungebetenen Gästen jedoch den Empfangsdamen, deren Frage »Kann ich Ihnen helfen?« stets mit einem ebenso freundlichen wie unerbittlichen Lächeln vorgebracht wurde. Deshalb war ich auch erstaunt, Jessica bereits in meinem Zimmer vorzufinden, wo sie mich bei meiner Rückkehr aus dem Fitnessraum im Keller in meinem schwarzen Ledersessel erwartete. Ich hatte meine Mittagspause damit zugebracht, Dampf abzulassen und meinen persönlichen Trainer mit Fäusten zu bearbeiten, um auch den letzten Tropfen Whisky von gestern Nacht auszuschwitzen. An Jessicas Blick, dem nach vorne geneigten Kopf und daran, wie sie mit einem schiefen Grinsen unter ihren blonden Ponyfransen hervorspähte, erkannte ich, dass sie sich am Empfang vorbeigeschwindelt hatte. Ihr Gesichtsausdruck war noch derselbe wie früher und zog mich so machtvoll in die Vergangenheit zurück wie ein Geruch. Inzwischen war sie zweiunddreißig und ließ optisch bereits ein wenig nach, doch es geschah nicht unauffällig, sondern mit

jenem Anflug von Gequältheit, der eine dem Untergang geweihte Schönheit auszeichnet. Sie hatte Tränensäcke und einen Pickel am Kinn, über dem ihr Make-up eine bräunliche Kruste bildete. In mir löste das keine Schadenfreude aus, und ich war eher erleichtert darüber, dass es mich eigentlich nicht interessierte. Es war keine gespielte, sondern eine aufrichtig empfundene Gleichgültigkeit, ein hart errungener Sieg, auf den ich stolz war. Mit einem Lächeln schüttelte ich ihr die Hand.

Sie hatte mit den Sachen auf meinem Schreibtisch herumgespielt. Meine Stifte waren über die ganze Schreibunterlage verstreut.

»Was kann ich für dich tun?«, fragte ich.

»Ich habe mich als Mitarbeiterin der Londoner Verkehrsbetriebe ausgegeben. Wie ich gelesen habe, bist du maßgeblich an der Privatisierung staatlicher Dienstleistungen beteiligt. Und dabei warst du früher politisch so links. Ich bin dein Termin um halb drei.« Sie grinste. »Du siehst gut aus. Und so reich. Gut und reich.« Sie beugte sich über den Schreibtisch, nahm eine der Silberkugeln aus meiner Newton-Schaukel und ließ sie mit einem leisen Klicken gegen die anderen stoßen.

Ich betrachtete sie und versuchte, ihre finanzielle Lage einzuschätzen, um möglichst rasch herauszufinden, was sie von mir wollte. Ihr platinblondes Haar war frisch geschnitten und nachgefärbt. Die unlackierten Fingernägel ließ sie sich offenbar im Nagelstudio maniküren. Als einziges Schmuckstück trug sie einen schlichten, leicht zerkratzten Silberanhänger von Tiffany's. Der schwarze Hosenanzug hätte von einem Schneider stammen können, aber an Jessicas Figur hatten selbst billige Sachen immer schon teuer ausgesehen.

Damals, als wir uns noch gut gekannt hatten, hatte sie einen bewusst kargen und schlichten Stil gepflegt, um ihre natürlichen Vorzüge zu betonen – und um, wie ich glaube, ihre aufgetakelten Geschlechtsgenossinnen in Verlegenheit zu bringen. Schwer zu sagen, ob sie diese Methode trotz ihrer nachlassenden Schönheit beibehalten hatte. Vielleicht war aus der freien Entscheidung ja auch irgendwann Notwendigkeit geworden. Sie trug keinen Ring am Finger.

Jessica lehnte sich zurück und sah mich an, als wolle sie sagen: »Und was ist aus dir geworden?«

»Also bist du mein Termin um halb drei. Mein Honorar beträgt 250 Pfund pro Stunde. Was kann ich für dich tun?«

»Als Erstes könntest du mir einen Rabatt einräumen.«

Wir betrachteten einander, ein starres Lächeln auf den Gesichtern – zwei Scheinwerferpaare, die in der Dunkelheit aufeinander zurasten. Sie gab sich als Erste geschlagen. »Ich brauche für ein paar Tage eine Unterkunft und möchte nicht in ein Hotel gehen oder mich an Freunde wenden. Niemand soll mich finden.«

Sie stand aus meinem Sessel auf. Man merkte ihren Bewegungen noch immer an, dass sie als Kind Ballettunterricht gehabt hatte. Anmut und Präzision waren das letzte Vermächtnis endloser Wiederholungen und blutiger Zehen, einer Tortur, die einst aus elterlichem Ehrgeiz geboren und durch einen jugendlichen Wachstumsschub unterbrochen worden war. Missbilligend bemerkte ich hinter dem Sessel den Aktenkoffer und die Reisetasche, ein Louis-Vuitton-Imitat, die hellbraune Mitte bis zum Bersten voll gestopft. Jessica wusste, wie man seine Mitmenschen unter Druck setzte. Wenn sie bereits mit dem Nötigsten ausgestattet war, würde es viel schwieriger sein, sie wieder wegzuschicken.

Ich fragte mich, was die Empfangsdamen im Foyer wohl davon hielten, dass meine attraktiven Mandantinnen gleich mit vollem Gepäck bei mir anrückten. Es war typisch für Jessica, dass ihre bloße Gegenwart ein Durcheinander auslöste. Sie sah mir mit einem Ausdruck tiefster Aufrichtigkeit in die Augen. Das metallische Klicken des Spielzeugs, das sie auf meinem Schreibtisch in Bewegung gesetzt hatte, erfüllte immer noch den Raum.

»Können wir uns nicht anderswo unterhalten? Ich möchte ja nicht melodramatisch sein, aber ich habe dich so lange nicht gesehen, und wenn du mich schon zum Teufel jagst, dann wenigstens in einer freundlicheren Atmosphäre. Habt ihr denn keine Mandanten-Lounge oder etwas Ähnliches? Schließlich bin ich ja eine Mandantin.« Wieder grinste sie.

Im Aufzug sah ich zu, wie sich die beiden Hälften meines Spiegelbilds auf den Metalltüren zusammenschoben. Jessicas prüfenden Blick noch gut im Gedächtnis, musterte ich mich verstohlen. Mein Haar war ordentlich zurückgekämmt, die blauen Augen leuchteten sogar in der matten Metallfläche, und meine Arme waren muskulös vom Gewichtheben. Heute war die kleine Wulst über dem Kragen wieder zu sehen. Ich reckte das Kinn ein wenig, um die Haut anzuspannen. Beinahe hätte Jessica mich dabei ertappt, und ich schaute rasch weg. So sanft wie auf der Handfläche eines Riesen setzte uns der Aufzug in der obersten Etage ab. Die Türen glitten auseinander, mein Spiegelbild wurde in zwei Hälften zerteilt und verschwand. Inzwischen war Jessica ernst geworden; mit ihren plötzlichen Stimmungsumschwüngen hatte sie bereits in jungen Jahren ihre Verehrer in Verwirrung gestürzt. Nie hatten die Mitstudenten in Cambridge gewusst, ob sie einem Kind, einer Prinzessin, einer Geschäftsfrau oder

einer Komikerin den Hof machten. Nur wir wenigen, die ihr wirklich nahestanden, hatten gelernt, mit diesen heftigen Schwankungen zu leben wie Seeleute, die der Gnade eines unberechenbaren Wettergottes ausgeliefert sind.

Die gewaltige Glasfassade der Mandanten-Lounge bot einen Panoramablick auf die Stadt bis hin zum glitzernden Band der Themse und zur Kuppel von St. Paul's. Am Südufer standen die gewaltigen Monolithe der Kultur den Türmen des Kommerz gegenüber. Wuchtig thronte an der Flussbiegung das Nationaltheater, dessen graue Balkone aus Beton sich kaum vom Himmel abhoben. Ich zog den Mantel an und schob Jessica vorbei an den Reihen schwarzer Ledersofas, den ordentlich gestapelten Zeitschriften, den Obstkörben und den Orchideenarrangements, die in ihren Glasgefäßen vor sich hin siehten.

Vom japanischen Garten der Mandanten-Lounge hatte man die beste Aussicht auf die Stadt. Am östlichen Horizont ragten die Kanzleien der Konkurrenz empor, Linklaters und Allen & Overy erhoben sich in all ihrer Pracht am Aldwych Circus. Direkt im Blickfeld der Terrasse lag die Kirche St. Andrews, ein winziger Hort des Gewissens, der sich inmitten der Giganten der Finanzwelt hatte behaupten können und so viel älter war als die Gebäude, die ihm inzwischen das Sonnenlicht raubten. Die Äste der Trauerweide auf dem Kirchhof hingen über den schmiedeeisernen Zaun bis auf den Gehweg hinab. Der Dachgarten selbst bestand aus großen schwarzen Obsidianen und eleganten kleinen Gehölzen, angeordnet auf einem Bett aus weißem Sand, der exakt zu parallel verlaufenden Rinnen geharkt war und an ein gepflegtes Feld in Miniaturausgabe erinnerte. Ein mit Schiefer gepflasterter Fußweg verlief am Rand entlang und führte als

Brücke über ein winziges Bächlein, das zwischen den Felsen dahinplätscherte. So viele Stockwerke über den Dächern Londons und unbegrenzt von schattenwerfenden Fassaden, wirkte der Himmel gewaltig und schien sich wie ein Deckel über der kalten Stadt zu schließen. Ich war stolz darauf, Jessica die oberste Etage dieses beeindruckenden Gebäudes, meines Königreichs, zeigen zu können.

Ich zog die Tür hinter uns zu und hörte das beruhigende Klicken, als sie ins Schloss fiel und meine Berufswelt im Inneren des Hauses einsperrte wie den Leichnam eines Tyrannen in einem riesigen Grabmal aus Stein. So hoch oben wehte ein kräftiger Wind und trug einen leichten Nieselregen heran, der sich als feuchtkalte Schicht über den Dachgarten legte. Als Jessica weiterging, klapperten ihre Absätze auf dem grauen Schiefer. Sie lehnte sich an das Geländer aus Edelstahl, das die Dachterrasse vom Abgrund trennte.

»Ich kann mir vorstellen, was du jetzt denkst, James. Aber ich bin nicht auf der Flucht vor der Mafia oder der Polizei, und ich will weder Geld noch sonst etwas von dir. Ich brauche nichts weiter als ein bisschen heißes Wasser zum Duschen. Du arbeitest tagsüber. Ich gehe abends aus. Wenn du nicht möchtest, brauchen wir uns also gar nicht über den Weg zu laufen.«

»Ich weiß nicht, wie es um deine Finanzen bestellt ist, Jessica« – ich schlug bewusst einen geschäftsmäßigen Ton an –, »aber ich habe den Eindruck, dass du dir durchaus ein Hotel leisten kannst, in dem deine Anonymität eher gewahrt wäre als in der Wohnung eines alten Kumpels aus Studienzeiten.« Sie setzte sich auf das Geländer der Dachterrasse und stellte die Füße auf den großen schwarzen Stein am Rand der ordentlich geharkten weißen Sandfläche, in der die Regentrop-

fen kleine Dellen hinterlassen hatten. Hinter ihr konnte ich das Dach eines Gebäudes erkennen, das der Architekt ganz sicher niemals dem Blick der Öffentlichkeit hatte aussetzen wollen. Nun befand es sich zehn Stockwerke unter uns. Ich überlegte, wie ich Jessica am besten von dem Geländer herunterholen sollte, ohne dass sie mir anmerkte, wie mulmig mir war.

»Du klingst so schrecklich steif. Sind wir denn wirklich nichts weiter als alte Kumpel aus Studienzeiten?«

Unten auf der Straße wurde zornig gehupt. Die Hände ums Geländer gekrampft und die Schultern wegen der Kälte ein wenig hochgezogen, streckte Jessica die langen Beine aus und lehnte ihren schlanken Oberkörper rückwärts ins Leere. Eine quälende Unruhe breitete sich in mir aus. »Wir haben uns seit fast zehn Jahren nicht gesehen«, erwiderte ich mit fester Stimme. »Als was soll ich dich denn bezeichnen?« Schon jetzt war es ihr gelungen, mich von der Frage nach dem eigentlichen Grund ihres Besuches abzulenken.

»Ach, keine Ahnung. Es könnte ein Wort mit ein bisschen mehr Gefühl sein. Spielkameradin, Liebste, Komplizin ...« Das letzte Wort sprach sie mit einem theatralisch-verschwörerischen Flüstern aus.

»Ich glaube, ich bekomme dieses Wochenende Besuch«, sagte ich.

»Sie wird es schon verstehen. Frauen mögen es, wenn man sie warten lässt. Man darf nicht jederzeit verfügbar sein.«

Für diese Art von Frauen gilt das nicht, dachte ich bei mir. Jessica fröstelte und zog ihre dünne Jacke fester um den mageren Körper. Der Nebelschleier auf der Terrasse verwandelte sich einen Moment lang in dichten Regen. Mit kleinen ruckartigen Bewegungen streckte Jessica immer wieder die

Beine von sich, wie ein herumzappelndes Kind, und rutschte dadurch immer näher an den Abgrund. Ich verkrampfte die Hände hinter dem Rücken, damit sie sie nicht sehen konnte. Der Wind, der so hoch oben über der Straße wehte, blies ihr lockere blonde Haarsträhnen über die Wangen.

»Meine Wohnung ist klein, ich habe kein Gästebett und ...«
Als sie plötzlich die Füße nach vorne stieß, bekam sie durch die Bewegung zu viel Schwung, so dass sie zunächst rückwärts kippte und nur dank eines kräftigen Zusammenziehens der Bauchmuskeln wieder mit den Füßen auf dem Boden der Dachterrasse landete. Ich schrie erschrocken auf und stürmte auf sie zu. Jessica lachte und fand es offenbar komisch, der Katastrophe zu knapp entronnen zu sein. Auch meine entsetzte Miene schien sie zu amüsieren. Da ich mitten durch den perfekt angelegten Garten gerannt war, hatten meine Fußabdrücke das Muster auf dem Boden zerstört. Außerdem zwang mich der Schnitt meines Anzugs zu unnatürlichen Trippelschritten, und ich wusste, dass ich ziemlich albern aussah. Mit einem verlegenen Lächeln zollte ich ihrem Sieg Tribut und ging zu ihr hinüber, während sie weiter lachend am Geländer lehnte. Das Gelächter wurde von einem Hustenanfall abgelöst, und sie beugte sich, beinahe wie ein alter Mann, vornüber und hielt sich den Bauch. Einen Moment lang war mein Ärger wie weggeblasen und einer Art Beschützerinstinkt gewichen.

»Kann ich jetzt bei dir bleiben oder nicht?«, fragte Jessica, nachdem sie sich wieder ein wenig gefasst hatte.

»Ach, zum Teufel. Warum auch nicht?«

Sie log zwar, aber ich würde ihr schon noch auf die Schliche kommen. Außerdem konnte ich mich nicht daran erinnern, wann jemand zuletzt eine rein zwischenmenschliche Bitte an

mich gerichtet hatte. Für gewöhnlich tat ich Dinge, weil ich einen Vertrag unterschrieben hatte, weil es von mir erwartet wurde, weil es richtig war oder weil ich Geld dafür bekam. Jetzt hingegen handelte ich einzig und allein einem ganz bestimmten Menschen zuliebe. Ich sagte ja, weil ich ihr früher einmal die Welt zu Füßen gelegt hätte, ohne etwas zurückzuverlangen. Und obwohl es damals viele Menschen gegeben hatte, die ebenfalls bereit dazu gewesen wären, hätte sie sie wohl auch nur von mir angenommen.

»Wir werden die ganze Nacht aufbleiben, und es wird wieder so sein wie früher«, meinte sie. »Vielleicht gefällt es dir ja sogar.«

Da ich meine Wohnung nur für mich allein und meine seltenen Gäste eingerichtet hatte, deren Meinung mich nicht weiter scherte, war sie nicht sonderlich einladend. Jessica sah sich kritisch um. Sie nahm den Cognacschwenker aus Kristall, der einsam auf dem Tisch stand, schnupperte an dem Rest schmutzig-brauner Flüssigkeit, verzog übertrieben erstaunt und angewidert das Gesicht und rümpfte die Nase. Zum Glück hatte ich die Flasche wieder in die Küche gestellt, auch wenn ich mich nicht daran erinnern konnte. Jessica fuhr fort, die Wohnung mit vorwurfsvollem Schwiegermutterblick zu inspizieren.

Der cremefarbene Lack an den Bücherregalen war hier und da abgeblättert, so dass das stumpfe Grün des alten Anstrichs hervorlugte. Sie enthielten ausschließlich juristische Fachbücher und DVDs. Bei den Fachbüchern handelte es sich hauptsächlich um Leitfäden zum Thema Wirtschaftsrecht und Firmenfinanzierung, doch dazwischen standen auch solche wie mein Chambers-Guide, die noch aus der Zeit

stammten, als ich mich zum Jurastudium entschlossen hatte – eine nicht sehr durchdachte Spontanentscheidung, entstanden aus dem inneren Konflikt zwischen Idealismus und finanzieller Notwendigkeit, in dessen Strudel ich im Jahr nach meinem College-Abschluss geraten war. Die DVDs waren zumeist Pornos: ein verhältnismäßig teures Hobby, aus dem sich im Laufe der Jahre eine regelrechte Bibliothek der Perversionen entwickelt hatte. Jessica studierte die Titel, ersparte mir jedoch die Demütigung, sie laut vorzulesen.

»Ich schaue mir häufig Pornos an. Das hilft mir, mich zu entspannen.«

»Wie kannst du so was erotisch finden?«, fragte sie und ließ den Finger die DVDs entlanggleiten, deren Rücken Fragmente von nackten Körperteilen zeigten.

»Ich empfinde sie nicht als erotisch«, log ich, »sondern nur als Ablenkung.«

»Warum stellst du sie dann offen ins Regal?«

»Ich schäme mich nicht wegen meines Geschmacks.« Zumal, dachte ich, ohnehin nie jemand herkommt, der sie sehen könnte. »Wollen wir nicht über etwas anderes reden?«

»Klar«, erwiderte sie. Ein letzter kritischer Blick schweifte über die DVDs, wie der einer Dozentin, die ihre Studenten mustert.

Während sie die sichtbaren Anteile meines Lebens mit den Augen sezierte, hatte ich plötzlich den eigenartigen Eindruck, sie in einer Art doppelten Perspektive zu sehen. Ich kannte sie so gut, wie das nur bei einem Freund möglich ist, der den letzten Schritt von der Jugend zum Erwachsensein miterlebt hat. Ich war Zeuge gewesen, als ihre Einstellungen und Prioritäten an Formbarkeit verloren hatten und in der Schablone abgeklärter Reife abgekühlt waren. Von ihrem der-

zeitigen Leben jedoch hatte ich nicht die leiseste Ahnung. Sie war unverheiratet oder geschieden, so viel konnte ich daraus schließen, dass sie keinen Ring trug. Etwas an ihrer Art, ein gewisser Rest an Ichbezogenheit, wies darauf hin, dass sie vermutlich keine Kinder hatte. Ihr fehlte die liebenswerte Zerstreutheit eines Menschen, der es gewöhnt ist, andere in seine Entscheidungen einzubeziehen, und außerdem passte ihr flacher Bauch immer noch ausgezeichnet in die körperbetonte Hose. Ich betrachtete ihre Figur mit kritischem Konsumentenblick. Es war nicht richtig, sie so anzusehen, doch die Gewohnheit siegte über die Moral, und außerdem wusste ich, dass Jessica durchaus in der Lage war, sich zu wehren, wenn es nötig war. Ich gestattete den Fingerspitzen der Erinnerung, über die dünne weiße Narbe an ihrem Bauch zu gleiten, Hinterlassenschaft einer im Kindesalter überstandenen Blinddarmentzündung. Doch trotz meiner vielen Wissenslücken, was ihre Lebensgeschichte anging, erkannte ich sie auf Anhieb wieder, diese Frau, die sich neugierig in meiner Wohnung umsah, in vertrauliche Akten spähte und – die Parodie einer vorwurfsvollen Hausfrau – mit den Fingerspitzen Staub aufnahm. Im Grunde sind die Einzelheiten einer menschlichen Biographie ab einem gewissen Alter sowieso ohne Bedeutung, schoss es mir durch den Kopf. Viel wichtiger ist es, die Natur des Betreffenden zu verstehen.

»Triffst du dich noch manchmal mit jemandem aus dem College?«, fragte sie und blickte dabei so bemüht gleichgültig aus dem Fenster, dass mein Argwohn geweckt war.

»Nein.«

»Ich bin im Laufe der Jahre dem einen oder anderen begegnet.«

»Wie geht es Michael?«

»Liest du denn keine Zeitung?«

»Nur den Wirtschaftsteil.«

»Er ist tot.«

»Beim Bergsteigen oder beim Segeln?«

»Hodenkrebs. Nach ihm wurde eine Stiftung benannt.«

»Und Lisa?«

Sie lächelte. »Lisa soll es angeblich prima gehen.«

Sie sah sich im Zimmer um, als suchte sie nach etwas. »Malst du noch?«, fragte sie. Offenbar hatte sie nach der Staffelei Ausschau gehalten.

»Nein. Bist du hier, um über unsere Mitstudenten zu sprechen?«, erkundigte ich mich. Mein Ton fiel schärfer aus als beabsichtigt.

Jessica musterte mich, den Kopf zur Seite geneigt. Anscheinend wollte sie feststellen, ob das eine Abfuhr gewesen war.

»Nein«, erwiderte sie ruhig. »Ich bin nicht hier, um mit dir in Erinnerungen zu schwelgen. Oder eigentlich schon, allerdings zu einem bestimmten Zweck. Wir haben ein Problem, und ich fand, dass ich dich warnen sollte. Vielleicht kannst du ja etwas tun, um dich zu schützen.«

Das klang ziemlich dick aufgetragen, und die übertriebene Anteilnahme an meinem Schicksal war wohl als Retourkutsche für meine patzige Antwort gedacht. Dennoch lösten ihre Worte kurz Übelkeit in mir aus, und eine alte Angst stieg in mir hoch wie Luftblasen in einer zähen Flüssigkeit.

»Was für ein Problem?«, fragte ich und bemühte mich, ruhig zu atmen.

Sie ließ die Verschlüsse ihres Aktenkoffers aufschnappen und entnahm dem sauberen hellbraunen Inneren (das Leder war so jungfräulich rein, dass ich den Koffer für eine Requisite hielt) eine zusammengefaltete Zeitung, eine vier Tage alte

Ausgabe des *Telegraph*. »Ich habe eine Weile gebraucht, um dich aufzuspüren«, erklärte sie.

Ich musste den Artikel nicht lesen, um zu wissen, wovon die Rede war. Mir wurde flau. Die Schlagzeile allein genügte, um meine sämtlichen Ängste freizusetzen wie eine Horde aus einem Hochsicherheitsgefängnis entsprungener Sträflinge, die nun in den geordneten Bahnen meines Denkens Amok liefen. Mein Kopf drehte sich. »Oxbridge College in großen Finanznöten«, lautete die in dicken schwarzen Buchstaben gehaltene Überschrift.

Am liebsten hätte ich die Zeitung weggeworfen, als könnte ich die Wahrheit auslöschen, indem ich sie aus meiner Reichweite schaffte. Dennoch hatte es etwas befriedigend Endgültiges an sich, den Ausgang meines Albtraums in Schwarz und Weiß vor mir zu sehen: Nach einer Reihe von folgenschweren Fehlinvestitionen, so hieß es, hoffe das Tudor College in Cambridge, ein Finanzloch von fünf Millionen Pfund durch den Verkauf einiger Gemälde aus seiner Sammlung stopfen zu können.

Während ich las, stand Jessica schweigend da. Mir fiel ein, dass ich eigentlich Grund hatte, ihr dankbar zu sein, weil sie mir diese Nachricht überbracht hatte. Ich stellte mir vor, wie sie – vielleicht mit ihrem Lebenspartner oder einer WG-Mitbewohnerin – morgens vor der Arbeit am Frühstückstisch gesessen hatte, die Zeitung umblätterte und ohne Vorwarnung auf den Artikel gestoßen war. Sicher hatte sich in diesem Moment die Bahn ihres Lebens verschoben, und zwar mit einer solchen Wucht, wie wenn spätnachts die Polizei an die Tür klopft, während ein geliebter Mensch eigentlich zu Hause sein sollte.

»Wie lange würden wir kriegen?«, fragte sie. Die langen Beine

locker überkreuzt und die Arme vor der Taille verschränkt, kauerte sie auf der Sessellehne.

»Wie lange?«, gab ich in gespielmtem Unverständnis zurück.

»Wie viele Jahre Knast?«

»Ich bin kein Strafrechtler.«

»Oje ... er weicht mir aus. Das klingt aber gar nicht gut.« Als sie lächelte, merkte ich, dass mein Unbehagen sie von ihrem eigenen ablenkte. Ich hätte ihr helfen können, indem ich ausführlich über meine eigenen Ängste sprach, war aber nicht sicher, ob ich das wollte. Dann jedoch ließ ich mich erweichen: »Tja, es könnten alle möglichen mildernden Umstände geltend gemacht werden, aber wenn es schiefgeht ...«

»Was passiert dann?«

»Sieben Jahre etwa.«

Schweigend ließ sie die Information auf sich wirken.

»Dann wäre ich neununddreißig«, sagte sie leise und blickte aus dem Fenster in den Regen hinaus.

Zu alt für Kinder. Der Gedanke kroch aus einer Spalte irgendwo in meinem Gehirn hervor, und ich zertrat ihn rasch.

»Du würdest wegen guter Führung vorzeitig entlassen.«

»Wie kommst du darauf, dass ich mich gut führen werde?«, erwiderte sie grinsend.

Für Reaktionen wie diese hatte ich sie schon immer bewundert. Doch hier, in meinem schäbigen engen Wohnzimmer, wo niemand außer ihr und mir ihre Durchhalteparolen hörte und ohnehin kein Mensch sie geglaubt hätte, erschienen sie mir banal und abgedroschen. Zu meinem Erstaunen fiel mir plötzlich ein, wie sie ihren Kaffee trank. Ich ging in die Küche, um welchen zu kochen, während sie sich an meinen Esstisch setzte (nur zwei der Stühle waren staubfrei) und, aufmerksam wie ein General die Feldkarten, die rosafarbenen

Seiten der *Financial Times* studierte. Ich verfeinerte den Inhalt meiner Tasse mit Hilfe der Flasche aus meinem Schrank. Die wenigen Minuten des Alleinseins nutzten wir beide, denn als ich ins Zimmer kam, hatte Jessica sich wieder beruhigt. Sie hatte die Jacke ausgezogen; darunter trug sie eine weiße Bluse mit aufgekrempeelten Ärmeln. Offenbar war sie vor kurzem in eine körperliche Auseinandersetzung oder eine grobe Bettscene verwickelt gewesen, denn rings um ihren Unterarm verlief ein Bogen aus vier violetten Bluter- güssen, jeweils so groß wie eine Pennymünze. Sie umfasste die Kaffeetasse mit ihren beiden kleinen Händen und beugte sich, die Ellenbogen auf die Knie gestützt, vor. Plötzlich kam mir der Gedanke, wie gemein es von mir gewesen war, ihr zu unterstellen, dass sie Geld von mir wollte. Sie brauchte eine andere Form von Unterstützung, und zwar eine, die ich weitaus weniger zu geben bereit war.

»Sind wir am Arsch?«, fragte sie und musste wegen ihrer derben Wortwahl schmunzeln. Die Gefahr empfand sie offenbar als belebend, vielleicht lag es aber auch daran, dass sie sich in die Vergangenheit zurückversetzt fühlte. Jedenfalls schien sie vor Tatendrang förmlich zu strotzen. Sie kramte eine Zigarette hervor und zündete sie an, ohne mich um Erlaubnis zu fragen.

Meine Gefühle waren so steif und schwach wie unbenutzte Muskeln und ächzten unter der Anstrengung dieses Augenblicks. Es kostete mich Mühe, aus dem Repertoire der Empfindungen die richtigen auszuwählen, so als wollte ich mich in einer Fremdsprache ausdrücken, die ich einmal fließend beherrscht hatte, und suchte vergeblich nach den passenden Worten, um den Bann zu brechen und mich verständlich zu machen.